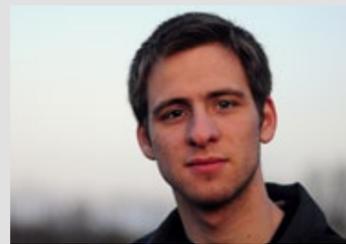




Eindrücke aus unserem Freiwilligen Sozialen Jahr, zusammengefasst zur Erinnerung für den Jahrgang 09/10 und als Wegweiser für zukünftige FSJler.



Die Idee, seine Bilder in ein Buch über das FSJ zu verwandeln, kam **Jan Tschorsnig** zum ersten Mal, als er im Diakoniekrankenhaus in Stuttgart einen KTW in der Wagenhalle fotografierte. Um nicht den richtigen Moment zu verpassen, hatte er jeden Tag die Kamera dabei.

Jonathan Schirmer kam dazu, als es galt, den Bildern Text zu geben. Zusammen wurde viel diskutiert, in Erinnerungen geschwelgt und geschätzte 10 Liter Kaffee getrunken.



Ein Jahr fürs **Leben**

Impressionen aus dem Freiwilligen Sozialen Jahr
im Rettungsdienst 2009–2010

Jan Tschorsnig | Jonathan Schirmer



Warum ein Buch über das FSJ im **Rettungsdienst**?

“Können Sie Blut sehen?“, war mit eine der ersten Fragen, die uns am Anfang gestellt wurden. Dieser Satz sollte uns noch lange im Gedächtnis bleiben, oft von bewegenden Situationen aufs Neue hervorgerufen.

Denn keiner von uns wusste genau, was es bedeutet mindestens ein Jahr als Rettungssanitäter beim Roten Kreuz zu arbeiten.

Jetzt 13 Monate später sind wir klüger.

-

Es war ein warmer, sehr warmer Sommertag, als wir zum ersten Mal die Räume der Reuteallee 19 betraten.

Die Tische waren im Lehrsaal zu einem U aufgebaut und uns gegenüber saßen lauter fremde Menschen, die wir neugierig in Augenschein nahmen.

Das also waren die Anderen, mit denen wir zusammen das nächste Jahr oder noch länger verbringen sollten.

Das also waren die Menschen, die im Laufe der Zeit zu guten Freunden und einzigartigen Kollegen werden sollten.

So hat unser Freiwilliges Soziales Jahr beim Deutschen Roten Kreuz angefangen. Anderen Kursen in Ludwigsburg dürfte es wohl kaum anders ergangen sein. Alle haben die Anspannung im selben Raum erlebt und alle nach uns werden sie wohl

genauso erleben.

Die erste Woche war von einem Erste-Hilfe-Kurs geprägt, mit dem Ziel, uns alle auf einen gemeinsamen Wissensstand zu bringen. Denn im Grunde waren wir zu diesem Zeitpunkt alle Laien. Mehr als den Soforthilfemaßnahmenkurs für den Führerschein hatte kaum einer gemacht.

Bereits drei Wochen später jedoch sollten wir „Rettungshelfer“ sein - qualifiziert dazu im Rettungsdienst und Krankentransport mitzufahren.

Ob das wirklich klappen konnte?

-

Uns ist es wichtig, diese prägende Zeit fest zu halten. Ziel dieses Buches ist es somit, einerseits die Erinnerung für uns und unsere Kollegen zu bewahren und andererseits einen Einblick in das Arbeitsleben für die nächste Generation FSJler zu geben.

Das Buch beginnt mit der Ausbildung und ihren unterschiedlichen Facetten, beschreibt den Arbeitsalltag und zeigt Bilder aus dem KTW-Leben, die zwischen Juni 2009 und August 2010 entstanden sind.

All das haben wir erleben dürfen und all das können auch nachfolgende Generationen für sich entdecken!

Auch Retten will **gelernt** sein: Ausbildung im Forsthof

Begonnen haben wir alle im Waldhotel Forsthof. Hinter Kleinbottwar gelegen, geradezu abgeschieden und vor allem: ruhig.

Ruhe, die man auch braucht in Anbetracht des Lernstoffes. Die Ausbildung zum Rettungshelfer ist alles andere als eine simple Angelegenheit. Erst recht nicht für uns Laien.

Anfangen mit Anatomie, über das Vorbereiten von Infusionen bis hin zum Ablauf einer kompletten Reanimation, rechtlichen Grundlagen, Hygienemaßnahmen, Umgang mit Patienten, Medikamentenkunde; alles das und noch viel mehr mussten wir uns binnen drei Wochen in die Köpfe stopfen. Dazu

kamen Prüfungen in allen Variationen: Zwischenprüfung, praktische Prüfung, schriftliche Prüfung. Aber im Nachhinein waren und sind wir uns wohl alle einig, dass die Ausbildung im Forsthof eine der schönsten Zeiten während unseres gesamten FSJs war. Denn erst im Forsthof wurde aus unserem bunten Haufen eine Gruppe. Zusammen drei Wochen im Sommer auf engstem Raum, da kann es einem gar nicht langweilig werden.



Unser Rettungshelfer-Kurs

Abgeschiedenheit bringt Ruhe mit sich

Pause zwischen den Prüfungen

Schienen von Beinbrüchen

Das EKG interpretieren lernen



Im Klinikum wird die Theorie dann zur **Praxis**

Theorie ist grau. Fürchterlich grau. Das war die erste Erkenntnis im Krankenhaus. Die Praxis ist grün-blau, weiß und blutig. Nicht, dass wir nicht gewarnt worden wären, nein-



OP am offenen Bauchraum
Klinikum Ludwigsburg

aber die Wirklichkeit war krasser als erwartet. Man kennt zwar die Bilder, man kennt Blut, aber man stellt sich das nie vollständig vor. In der Phantasie fehlt vor allem eines: der Geruch.



Denn auf nichts ist man so unvorbereitet wie auf den Geruch von verbranntem Fleisch, zersägten Knochen oder den Ausdünstungen frei liegender Gedärme. Es hatte einige Tage gedauert, bis man sich endgültig daran gewöhnte.

Dennoch: Diese vier Wochen im Krankenhaus Ludwigsburg waren die vier spannendsten Wochen im FSJ.

Plötzlich öffnete sich eine völlig neue Welt, die man bis dahin nur aus Erzählungen oder als Patient kannte. Und diese Welt öffnete sich nicht nur - sie erwartete auch noch, dass man sein theoretisches Wissen jetzt in die Praxis umsetzt.

Und anfangs stellten selbst einfache Dinge wie das Vorbereiten einer Infusion eine ungeahnte Hürde dar, denn man war einfach nicht schnell genug, da weder geübt noch wirklich vorbereitet.

Und jedesmal, wenn man eine Herausforderung gemeistert hatte, kam die nächste. Beatmen von Patienten, Legen venöser Zugänge, all das gehörte am Schluss genauso dazu wie die „Königsdisziplin“, das Intubieren.

Alles in allem hat das Praktikum aber vor allem eines bewirkt: Es hat eine Routine bei Standardaufgaben vermittelt, die später auf dem Rettungswagen unerlässlich war.





„Einsatz 1/83-1, 1/82-1, Notarzt Ludwigsburg 1...“

Wenig ist unberechenbarer als ein Praktikum auf dem Rettungswagen. Vier Wochen, in denen alles passieren kann - oder nichts.

Ob nun Reanimation oder Kratzer, ob Schlaganfall oder nur Bauchschmerzen, ob Verkehrsunfall oder schlichte Einsamkeit - Notfälle sind nicht planbar!

Aber eigentlich ist es zweitrangig, was während des Praktikums alles geschieht. Denn die wahre Herausforderung sind scheinbare Kleinigkeiten: Die Trage bedienen, Pflaster kleben, Blutdruck messen...

All das, was uns während des Lehrgangs so leicht erschien, musste sich jetzt in der Wirklichkeit bewähren. Und oft war das längst nicht so einfach wie gedacht.

Denn Puls tasten während der RTW über Schlaglöcher donnert oder mit nervös zitternden

Fingern Medikamente aufzuziehen, das war nicht Bestandteil der bisherigen Ausbildung. Und genau darin liegt der Zweck des Rettungswagenpraktikums: Lernen, dass die Realität manchmal härter ist als man erwartet.

Die direkte Konfrontation mit den Patienten war für uns auch neu und unbekannt. Zuvor im Krankenhaus waren unsere Patienten meist ruhig und über das Bevorstehende aufgeklärt. Im Rettungsdienst werden alle Betroffenen oft innerhalb weniger Momente in eine neue, womöglich unangenehme Lage gebracht. Dadurch wird aber zunehmend verlangt, den Patienten in dieser Situation auch psychisch helfend beizustehen. So mussten wir schnell erkennen, dass nicht nur medizinisches Wissen, sondern vor allem Menschlichkeit für diesen Beruf benötigt wird.

Oftmals war es schwerer, eine Hand zu halten und die richtigen Worte zu finden, als ein Pflaster auf eine Wunde zu kleben!

Gerade diese Erkenntnis war für unseren späteren Weg im Krankentransport von fundamentaler Bedeutung. Denn nichts ist wichtiger als mit den Menschen zu reden!

Aber auch das medizinische Wissen und die taktischen Fertigkeiten, die das RTW-Praktikum vermittelt hat, stellen ein unabdingbares Handwerkzeug für unsere weitere Tätigkeit im Rettungsdienst dar.





KTW fahren heißt: Momente genießen

Wie zum Beispiel in der Wagenhalle des Diakoniekrankenhauses in Stuttgart. Gänzlich abgeschirmt von der Unruhe der Großstadt ist der graue Raum vom diffusen Licht der milchigen Fenster erhellt. Hier genießt man eine einzigartige Abgeschlossenheit, um kurz dem Arbeitsalltag eine Pause abzurufen.

Stille & Helle in der Wagenhalle des Diakoniekrankenhauses, Stuttgart



Die Ausrüstung wird täglich überprüft

Der Job verbindet Routine mit **Abwechslung** wie kein anderer!

Jeder Dienst beginnt mit Routine. Egal ob um 6.00 oder 14.00 Uhr, das Auto muss gecheckt werden. Ist genug Sauerstoff da? Sind ausreichend Tragelaken an Bord? Decken? Schutzkittel? All das muss zunächst überprüft und dokumentiert werden. Erst dann meldet man sich auf der Leitstelle einsatzklar. Nur selten lässt der erste Einsatz auf sich warten:

Ob nun Dialysefahrt, Krankenhausverlegung, Heimfahrt, Behandlungsfahrt oder Einweisung, es gibt immer genug zu tun. Die nächste Herausforderung stellt die Anfahrt dar. Bei 600 km² Landkreis, rund 500.000 Einwohnern mit etwa 700 niedergelassenen Ärzten, mit 120 Alters- und Pflegeheimen und sieben Krankenhäusern, kann das zur echten Herausforderung werden.



Auf der Suche nach dem Patienten im Robert-Bosch-Krankenhaus

Und dazu kommt, dass man häufig den Landkreis verlässt: Stuttgart, Rems-Murr, Pforzheim, Heilbronn und Böblingen sind nur die angrenzenden Landkreise. Darüber hinaus fahren wir Patienten bis an den Bodensee oder noch weiter. Auf Pausen muss man - wenn es hart auf hart kommt - manchmal auch verzichten. Ob Samstag, Sonntag oder Weihnachten - Kranke

müssen immer transportiert werden! Das ist genauso unsere Aufgabe, wie notfalls noch weit nach dem offiziellen Feierabend ausstehende Fahrten zu erledigen. Denn wer außer uns könnte Patienten sonst fahren? So ist es keine Seltenheit, wenn man erst um Mitternacht das Auto abstellt.



KTW fahren heißt auch: Dem **Wetter** trotzen

Egal ob die Sonne scheint und man vor Hitze kaum denken kann, egal ob das Thermometer längst an seinem unteren Ende angekommen ist, und egal ob der Schnee so hoch ist, dass die Reifen ihren Dienst verweigern – unsere Patienten brauchen uns.

Daher muss man lernen, dem Wetter die Stirn zu bieten. Und man lernt schnell.

KTW im Winterwald, Löwensteiner
Berge im Landkreis Heilbronn



KTW fahren ist **Teamarbeit**

Das Arbeiten steht und fällt mit dem Kollegen auf dem Fahrzeug. Man verbringt immerhin den ganzen Tag mit ihm, auf engstem Raum und in manchmal schwierigen Situationen.

Diese Erkenntnis ist grundlegend. Unabhängig ob der Kollege Rettungshelfer oder Rettungssanitäter ist, ob Zivi oder FSJler - ohne Teamfähigkeit geht in diesem Job gar nichts.

Nahezu alle Arbeiten auf dem KTW sind nur in Teamarbeit zu lösen: Die Trage ins Auto schieben, einen Patienten von einem Bett ins andere heben, Verbände anlegen oder oft auch nur mit Rat zur Seite stehen.

Egal ob müde oder fit, ob frisch aus dem Urlaub heimgekehrt oder auf dem besten Weg dorthin - nur zusammen bringt man den Patienten im Tragestuhl die Treppe hinauf.

Je länger man mit einem Kollegen fährt, desto besser arbeitet man zusammen. Man gewinnt Vertrauen und Sicherheit, spielt sich aufeinander ein. Und oft werden aus Kollegen so auch gute Freunde.





Die 90:10-Regel: 90 % Arbeit, 10 % **Action!**

Wer KTW fährt, muss damit rechnen, dass Dinge oft anders kommen als erwartet. So manche Fahrt, die völlig harmlos beginnt, kann plötzlich zur Ausnahmesituation werden. Zum Beispiel kann ein Patient plötzlich krampfen. Oder die Leitstelle fragt unerwartet, ob man nicht Lust hätte, nach Hannover zu fahren. Genau darin besteht die Herausforderung beim Krankenwagenfahren!

Manchmal kommt der Notarzt aus der Luft, Vahingen, Landkreis Ludwigsburg

Gesetzlich verordnete **Abwechslung:** Die Seminare

Wenn man Kollegen anfangs fragt, was sie sich unter dem Stichwort „FSJ-Seminar“ vorstellen, hört man manchmal „Waldorfschule“.

In gewisser Weise hat sich diese Aussage später dann auch bewahrheitet: Diese Seminare hatten nahezu gar nichts mit unserer tatsächlichen Arbeit zu tun. Manche werden das mögen, andere weniger. Wer jedenfalls gehofft hatte, sich in den vier Seminarwochen in Sachen Notfallrettung weiterbilden zu können, wurde enttäuscht. Wer aber die Zeit nutzen wollte, um Ablenkung zu finden oder um Einblicke in viele unterschiedliche Themen zu bekommen, dem gefielen die Seminare.

Wir waren eine 25-köpfige Gruppe, zusammengewürfelt aus Rettungsdienstlern aus ganz Baden-Württemberg. Dank dieser stimmigen

Zusammensetzung und einem tollen Teamer ist es uns dennoch gelungen, unseren Schwerpunkt auf Themen zu legen, die im Zusammenhang mit unserer täglichen Arbeit standen. Das fing an mit Vorträgen über rückschonendes Arbeiten oder dem Umgang mit Depressionen und endete in unserem sozialen Projekt, in dessen Rahmen wir an einer Grundschule den Rettungsdienst vorgestellt hatten.

Unsere Seminare bestanden aus lockeren Unterrichtseinheiten. Alle Bilder aus Heidenheim.





Auch **Retter** werden ausgebremst

Ein gerissener Keilriemen, ein geplatzter Reifen oder ein Unfall.

Gründe für die man meist nichts kann und die ein Weiterfahren unmöglich machen. Auch das gehört dazu.

Menschen machen Fehler, Technik versagt.

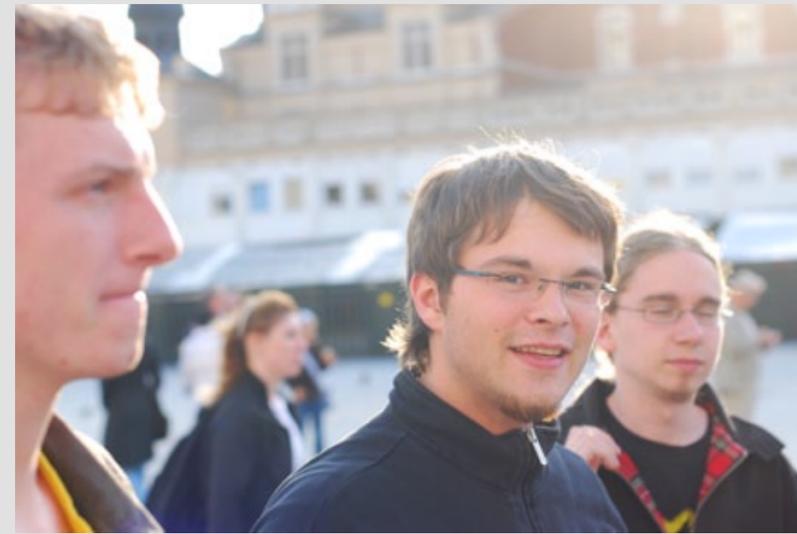
Ein gerissener Keilriemen hat uns auf der Rückfahrt ausgebremst, Raststätte Aichelberg



Das unerwartete **Highlight:** Die Bildungsreise nach Krakau

Wohl kaum etwas in unserem FSJ war so überraschend wie die Reise nach Krakau. Alle Zeichen deuteten darauf hin, dass es ein Reifall werden würde: Kurzfristig Krakau statt Prag als Ziel, 16 Stunden Busfahrt und alleine schon die Bezeichnung: *Bildungsreise!* Aber dann: Die Busfahrt verging quasi im Schlaf

und in Krakau - einer Stadt, die man wahrscheinlich sonst nicht besucht hätte - war an Schlafen gar nicht zu denken! Trotz des offiziellen Programms, das uns nach Auschwitz ins KZ und in ein historisches Bergwerk führte, blieb genug Zeit, um die Stadt zu erkunden. Und diese begeisterte rund um die Uhr mit unzähligen Bars, Clubs und Geschäften!





Schlusswort

Das FSJ im Rettungsdienst – ein Jahr fürs Leben. Aber auch ein Jahr zwischen zwei Lebensabschnitten.

Denn nun verwischen sich die Spuren unserer Tätigkeit. Neue FSJler und Zivildienstleistende nehmen in der Reuteallee 19 unsere Plätze ein.

Wir brechen auf nach Hamburg, Bochum oder Ulm, wo andere Herausforderungen auf uns warten.

Doch vielleicht hat der ein oder andere dieses Buch dabei und erinnert sich deshalb an die Ausbildung zum Rettungssanitäter, die Praktika im Krankenhaus und auf dem Rettungswagen, den Alltag im KTW

und auch an den ein oder anderen Seminartag!

Wenn ja? So ist der Zweck erfüllt!

Und wir sind uns sicher „Alles, was einen Anfang hat, hat auch ein Ende - und meistens hat das, was ein Ende hat, auch eine Fortsetzung!“

--

Abkürzungen:

FSJ – Freiwilliges Soziales Jahr

DRK – Deutsches Rotes Kreuz

KTW – Krankentransportwagen

RTW – Rettungstransportwagen

